

Am Rande der Puszta

Autor(en): **Schaffelhofer, Steffi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 41

PDF erstellt am: **23.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Auch die jetzt zu beschreibende Kategorie von Strafdeliktisten ist, wenn auch auffallend häufig registriert, doch eine Ausnahme der Regel, daß die reformierten Geistlichen ein ehrbares und gottseliges Eheleben führten. Vieles ist ein Symptom einer rohen Kulturepoche und eines Sittenzerfalles. Man war früher auch nicht zimperlich. Jene alten Pfarrgestalten, die in Bestzeiten keine Furcht kannten, haben es mit der ehelichen Treue oft nicht sehr genau genommen. Ob sie aber immer eine rechte Lebensgefährtin fanden? Besonders für das 16. Jahrhundert gilt der Satz, daß gute Pfarrfrauen noch selten waren. Ein Oberländerpfarrer hatte eine so böse Frau, daß sie ihn unter drei Malen von der Pfund vertrieb! Das mußte ein seltsam Schauspiel für die Gemeindegewissen gewesen sein. Wieder im Oberland wurde ein jüngerer Pfarrer seines Amtes 1747 entsetzt und landesverwiesen, weil er das von seiner Magd geborene Kind heimlich fortgeschafft hatte. Ein anderer Oberländerpfarrer wurde nach Bern zitiert, ebenso die Weiber, die ihn ansprechen. 1576 wurde Pfarrer M. seines Amtes entsetzt „und mit seiner Dirne gefangen nach Bern geführt“ und von Stadt und Land gleichen Schicksal verwiesen. Scharf ging die Regierung vor gegen vergessene Geistliche, die sich der Unzucht, des Ehebruchs, wie es in den Akten heißt, der Hurerei schuldig gemacht hatten. Es scheint nötig gewesen zu sein. Da gab es ein Gefängnis, das Loch, „das Pfaffenloch“ und in schweren Fällen Entsetzung und Landesverweisung. 1542 muß ein Landoogt des Pfarrers Weib aus dem Pfarrhaus tun; sie hatte einen schlechten Leumund und die Gemeinde nahm Anstoß an ihrem unsittlichen Lebenswandel.

*

Und endlich verursachte noch eine Kategorie von Geistlichen den Landesvätern in Bern viel Arbeit und Verdruß: es sind die unfriedfertigen, zankfüchtigen, renitenten, die sich der Obrigkeit nicht fügen wollten, die im Unfrieden mit den Gemeindefürsten lebten. So wurde einer wegen unleidlichen Verhaltens im Amte eingestellt, ein anderer kam zu „Wasser und Brod“ (d. h. paar Tage ins Loch). Bei der Beerdigung eines Pfarrers, der mit dem Rat seines Städtchens in beständigem Streit gelebt hatte, brach die Kirchenglocke; dies wurde dem unerträglichen Manne vom Volke so ausgelegt, als habe der Himmel ihn nicht würdig befunden, unter dem Schall der Glocke seine Ruhe zu finden. 1588 wurde der störrische und heftige Pfarrer von Burgdorf, der ein unverschämtes Maulwerk geführt haben soll, aus Stadt und Land verwiesen. 1588 wurde der Pfarrer eines Seeländerstädtchens wegen seines angerichteten Knibs, auch ärgerlichen Lebens wegen, 5 Tage und Nächte zu Wasser, Muß und Brod mit Gefangenschaft bestraft.

Wir sehen, die fürchtigen, frommen, gnädigen und lieben Herren und Oberen zu Bern führten ein strenges Regiment; gegen Verfehlungen ihrer Untertanen und Amtsleute waren sie fest und unnachgiebig. ××

Edisons Extrablätter.

Kurzgeschichte von Max Karl Böttcher.

Edison, das größte Erfindergenie aller Zeiten, war nicht nur ein scharfer Denker und von unermüdlichem Fleiße (denn Genie ohne Fleiß wird meist verkommen), sondern er war auch äußerst geschäftstüchtig. Er verstand, die Konjunktur auszunützen, wie kaum ein Zweiter. Schon mit 12 Jahren zeigte er das, als er auf der Eisenbahnlinie Port Huron—Detroit einen fliegenden Zeitungshandel eröffnete.

Aber nicht nur Zeitungen verkaufte er auf der Fahrt, sondern je nach der Jahreszeit Erfrischungen aller Art und Obst, und im Winter heißen Tee oder Grof. Die Zwischenzeit in Detroit verbrachte er in der städtischen öffentlichen

Lesehalle und verschlang dort geradezu die für ihn erreichbaren Bücher, besonders solche naturwissenschaftlichen Inhalts.

Damals — man schrieb das Jahr 1859 — führten die Nordstaaten der Union mit den südlichen Ländern Krieg. Sofort hatte der kleine Alva Edison den Gedanken: Die neuesten Meldungen über den Krieg und vom Kriegsschauplatz werden doch bestimmt die Reisenden interessieren!

Aber wie diese Meldungen erhalten während der Fahrt? Da setzte sich das ideenreiche Bürschlein fest mit einem Telegraphenbeamten von Detroit in Verbindung und bat ihn, ihm täglich an jeder Station, auf welcher der Zug hielt, ein kleines Telegramm mit den neuesten Kriegsnachrichten zu senden, dafür versprach er ihm reichen Anteil am Gewinn vom Erlös der Extrablätter. Der freundliche Beamte, dem der Unternehmungsgestalt des Jungen imponierte, sagte zu und hielt Wort. Auf jeder Station sprang Alva Edison zum Telegraphenamte und nahm die Depesche in Empfang. Aber wie nun ein Geschäft daraus machen? Rief er die neuen Kriegsmeldungen nur aus, verdiente er nichts! Er mußte die Neuigkeiten zu Papier bringen und verkaufen, und schnell mußte das gehen, denn auf der nächsten Station waren ja schon neue Meldungen da.

Die Zugführer, die den Knaben gern leiden mochten, erlaubten ihm, im Gepädwagen eine kleine Druckerei aufzustellen. Bald hatte er eine ausgerüstete Kleindruckerpresse aufgetrieben, stellte das Vervielfältigungsmaschinen im Gepädwagen auf, und nun setzte er mit fieberhafter Eile in der Zeit zwischen zwei Stationen das jeweilig zuletzt empfangene Telegramm, zog es ab und kaum stand der Zug, fauste das flinke Kerlchen mit einem Schod seiner noch feuchten Extrablätter am Zuge entlang und bot die neuen Kriegsnachrichten mit lauter Stimme an und fand reißenden Absatz seiner Neuigkeiten. Dann rasch zum Telegraphenamte und die neue Depesche in Empfang genommen, wieder im Gepädwagen gesetzt, gedruckt und beim nächsten Halt wieder feilgeboden. Bis 120 Mark nach jenem Gelde verdiente er auf diese Weise in der Woche und legte damit die erste Grundlage zu seinem späteren Millionenreichtum.

„Zündig muß der Mensch sein, dabei fix in Entschlüssen und entschlossen im Handeln!“ sagte er oft, und das blieb sein Wahlspruch bis in sein hohes Alter. Das Edison-Museum in Boston birgt noch zwei dieser ersten Edison'schen Extrablätter und zählt sie zu seinen teuersten Raritäten. —

Am Rande der Puszta.

Mit der Kamera bei den Csikos.

Von Steffi Schaffelhofer.

Dort wo das fruchtbare Aderland jenseits der Theiß aufhört, wo nur noch Gras und Unkraut auf dem salzigen Boden hervorsprießt, wo die Grenze zwischen Himmel und Erde in nebelhafter Ferne versinkt — dort beginnt die Puszta, dort beginnt das „Meer des Schweigens“, dort erhebt sich ein Bild von eigenartiger Romantik, die allerdings mit der blutigen Räuberromantik früherer Zeiten nichts mehr zu tun hat. Der Geist der Zeit hat sie verwehrt. Wohl hört man noch die kühnen Taten eines Rozsa Sandor und eines Sobri Janos bejagen, aber neue Rozsas und Sobris erstehen nicht mehr.

Als ich nach einer mehrstündigen Schnellzugsfahrt, von Debreczin kommend, am Rande der Hortobagner Steppe stand, vor mir — soweit das Auge nur reichte — endlose braun-grün-goldene Weidflächen, über mir den tiefblauen Himmel und ringsum die Stille eines Friedhofs, da war ich gebannt von dem überwältigenden Eindruck dieser einzigartigen Landschaft.



Primitive Hirtenwohnung. Ein charakteristisches Bild der Puszta.

Totenstille lagerte über der scheinbar unbegrenzten Fläche. Da und dort weideten Rinder- und Pferdeherden. Jeder Laut des Lebens war erstorben. Nicht das Surren eines Käfers, nicht das Summen einer Biene, nicht das Zirpen eines Heuschekers war vernehmbar. Die Glut der Mittagssonne brütete über der trostlosen Steppe. Nur die braunen Grashalme und die verdorrten Steppenblumen wippten unter einem zarten Windhauch, wie von Geisterhand bewegt.

*

Die Steppe von Hortobagy soll im Frühling einem märchenhaften Blumenmeer gleichen. Das Bild, das sie im Sommer bietet, ist ein Gemisch von Traurigkeit und Romantik: Grüne Wiesen, farblose Felder, darüber das tiefe Blau des Himmels.

Allerdings gibt es auch Landstriche, die in ihrer grauen Eintönigkeit niederschmetternd wirken. Der weißlich-graue, von feinen Salzteilchen durchsetzte, größtenteils feste Boden zeigt tiefe Risse und Sprünge. Sie und da ist die weite, ebene Fläche von kleineren oder umfangreichen vegetationslosen Sandstellen unterbrochen, die sich nicht selten zu meterhohen Hügeln erheben, mit deren leicht beweglichen Oberfläche der Wind sein böses Spiel treibt. Dieser Flugsand, den der Ungar den „laufenden Sand“ nennt, vernichtet oft auf weite Strecken hin die Vegetation des angrenzenden Weidelandes. Mitunter gibt es auch kleine Däsen, einzelne Baumgruppen, in deren Schatten sich Gehöfte verstecken.

Eine vergessene Welt . . .

*

Ein kleines, vierräderiges Pferdefuhrwerk brachte mich über holprige Wege immer tiefer hinein in die lautlose Steppe. Dunkle Punkte am Horizont, winzige Staubwolken: Pferdeherden, die in Bewegung waren. Sie verschwanden. Ringsum wieder die Puszta, ringsum das Schweigen der Natur. Ueber mir wölbte sich die gewaltige, tiefblaue Glocke des Himmels.

Plötzlich schien Leben in die erstarrte Ebene zu kommen. Aus den zitternden Wogen der endlosen Weideflächen erhoben sich Häuser mit glitzernden Türmen und bunten Giebeln. Ziehbrunnen reckten ihr Gestänge in die Höhe. Stroh-

dächer tauchten auf. Rinderherden kamen immer näher und näher. Und auf einmal ragte inmitten der sonnendurchglühten Steppe ein rauchender Fabriksschlot empor.

Ich glaubte zu träumen. Ich kniff mich in die Wangen. Ich schloß für einen Moment die Augen und öffnete sie wieder. Ehe ich mich von meinem Erstaunen etwas erholt hatte, hörte ich plötzlich einige Hirten aufgeregter rufen und in den Himmel deuten:

„Fata Morgana! . . . Fata Morgana!“

Da wußte ich, daß es kein Traum war. Ich war zum Zeugen einer richtigen Fata Morgana geworden, wie sie in diesen endlosen Gebieten oder in der Wüste an sonnendurchglühten Tagen keine Seltenheit ist.

Ich eilte nach vorne und mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der ich mich nach vorne bewegte, verschwanden die Bilder, um anderen Platz zu machen.

Baumgruppen, Mazien, Pappeln, winzige Dörfer, ein breiter Fluß mit kleinen Booten, Fuhrwerke, Reiter, Herden — all dies führte die Luftspiegelung in einem bunten Reigen in

täuschender Natürlichkeit heran. Die Rinderherden schienen aber auf dem Wasser zu grasen, die Pferdeherden ins Bodenlose hineinzujagen.

Nur wenige Minuten dauerte das grandiose Naturschauspiel. Dann löste sich alles wieder in Nichts auf. Vor mir gähnte neuerdings die erdrückende Trostlosigkeit der schweigenden Steppe.

In meiner begreiflichen Aufregung vor dem ungewohnten Trugbild der Natur hatte ich eines vergessen: meine Kamera in Tätigkeit zu setzen. Das werde ich mir nie verzeihen.

*

Die Puszta ist eine Landschaft ohne Frauen. Die Puszta ist das Paradies zahlloser Pferde- und Rinderherden. Zehntausende dieser Tiere beleben die Einöde.

Die Herren der Steppe aber sind die Hirten. Einsame Menschen auf einsamer Erde!

Ihre eigentlichen Herren, die irgendwo in einer Stadt oder auf einem großen Gut außerhalb der Puszta leben, sehen sie nur selten. Die Hirten sind rauhe Gesellen, aber grundehrliche Kerle. Und das wissen ihre Brotherren recht gut.

Die Hirten sind ein äußerst gutmütiges, kleines Völkchen. Sie sind zuvorkommend, freundlich, streng sittlich, wortkarg und zeichnen sich durch eine natürliche Herzens- und Gemütsbildung aus, die jede Art von Rohheit ausschließt und sich auch in der liebevollen Behandlung der ihnen anvertrauten Vierfüßer offenbart.

Eine Uhr erscheint dem Hirten als ein durchaus überflüssiges Requisite. Er ist bei Tag und bei Nacht über die Zeit wohl orientiert. Bei Tag ist seine Uhr die Sonne, während der Nacht bildet für ihn das jeweilige Auftauchen und Verschwinden der Sternbilder den Stundenanzeiger.

Die Csikos, die Pferdehirten, sind die vornehmsten unter diesem Puszta-völkchen. Es sind kräftige Gestalten, deren Körper ungemein muskulös und gegen jedes Wetter gefeit ist. Es kümmert sie nur wenig, ob glühende Sonne über der Steppe brütet, ob Sturm oder Regen herrscht. Nichts kann ihren Gleichmut erschüttern, nichts vermag sie aus der Fassung zu bringen.

Ein kurzes, weitärmeliges Leinenhemd, eine weitbausige Gatyra — d. i. Leinenhose —, eine ärmellose Tuchjacke, das ist ihre Kleidung, die noch durch einen langen Schafspelz und einem runden Filzhut mit einem Federstutz darauf vervollständigt wird. Bei feierlichen Gelegenheiten oder sonstigen außergewöhnlichen Anlässen kommt auch das Galakleidungsstück zur Geltung. Dieses besteht aus einem dicken, aus filzartigem Lodenstoff gearbeiteten, mit Knöpfen, Riemen, Schnallen und aufgenähten zierlichen Ornamenten versehenen Mantel, der beim Reiten nur leicht über die Schulter geworfen und von einem Riemengurt zusammengehalten wird. Die bis zu 24 Meter lange Wurfleine legt der Csikos seinem Pferde um den Hals. Auf die Ausstattung des Reitstuhls verwendet er größte Sorgfalt. Durchaus unentbehrliche Gegenstände sind ihm Pfeife und Tabaksbeutel. So wie sich die Csikos heute kleiden, so haben sie sich bereits vor Hunderten von Jahren gekleidet.



Viehhirten in ihrer malerischen Nationaltracht.

Ihr Essen, das sie sich in einem primitiven Kessel über offenem Feuer zubereiten, besteht aus Rauchaufschnitt, Kartoffeln, Zwiebel, Speck und — Paprika. Paprika fast zu jeder Mahlzeit!

Weniger vornehm, wenn man so sagen kann, ist der Gulhas, der Rinderhirte, der im Sommer die rauhe Seite seines Pelzes nach außen, im Winter nach innen gefehrt trägt. Sein Wollmantel ist stets bunt gestickt. Der Filzhut, den er mit Steppenblumen zu schmücken pflegt und der das Gesicht beschattet, vertritt bei ihm die Stelle eines Regen- oder Sonnenschirms. Sein Essen besteht aus — Gulasch, also aus Rindfleisch, das in kleine Würfel geschnitten und mit Zwiebel, Speck und Paprika zubereitet wird.

Ich habe während meiner Pusztenwanderung zahllose Pferde-, Rinder- und Schafherden gesehen, die von einigen

wenigen Hirten im Zaume gehalten wurden, wobei ihnen ihre kleinen, klugen Hunde außergewöhnliche Hilfsdienste leisteten.

Meist ohne Sattel sitzen die Csikos auf ihren Pferden, wie wenn sie mit ihnen verwachsen wären. Mit ihren kurzstielligen Peitschen, die sie mit schufähnlichem Geknalle durch die Luft sausen lassen, treiben sie die Tiere zusammen.

Von Mitte April bis Ende September, jahraus, jahrein, Frühling, Sommer und Herbst, leben Mensch und Tier auf der Puszta. Zu vielen Zehntausenden wandern die Tiere monatelang auf der Steppe umher. Nachts schlafen sie ganz frei. Für die Hirten sind kleine, primitive Zelte aus Strohmatte aufgestellt, in denen sie sich ihr Essen zubereiten. Ihre Nachtruhe verbringen sie in einfachen Bauten aus Lehm und Ziegel mit einem Strohdach darauf. Die Tränke

der Herden erfolgt bei den in der Nähe der Hirtenhäuser befindlichen Ziehbrunnen, deren mächtige Schwengel wie Wegweiser in den Himmel hineinragen.

Bei Gewitter, wenn Blitze am Himmel zuden und der Donner über die Steppe rollt, haben die Hirten die größte Mühe, die unruhigen Herden beisammenzuhalten. Im Kampfe mit widerpenstigen Kindern und bössartigen Stieren gebraucht der Gulhas seinen wuchtigen, mit Eisen beschlagenen Knotenstock und seine muskulösen Arme

Das ist der Alltag auf der Puszta mit all seinen vielen Mühen, Sorgen und kleinen Begebenheiten.

Das will aber nicht bedeuten, daß es nicht auch ein Leben voll Poesie geben würde. Das ist vor allem die Stunde des Sonnenunterganges. Es ist ein phantastisches Geschehen, dessen Banne



Grau-weisses Steppenvieh auf der Weide.

sich niemand zu entziehen vermag. Der sinkende Sonnenball verflärt mit tausend verstreuten Strahlenbündeln den weiten Westen des Horizonts und übergießt die ebene Weite und die Herden, die sich vor den langen, blechernen Tränkröhren der Ziehbrunnen versammeln, mit purpurnem Schimmer. Alles scheint bei dieser märchenhaften Beleuchtung ins Riesenhafte zu wachsen. Selbst die aufwirbelnden Staubwolken erscheinen wie aufsteigende Dämpfe.

Dann noch ein letztes Aufsprühen strahlender Lichtgarben. Der Goldglanz der Puszta verblaßt allmählich. Und schon breitet sich die Dämmerung über Horizont und Ebene, um bald darauf einem womöglich noch erhebenderem Schauspiel den Weg zu ebnen — der Mondnacht!

Ich habe noch in keiner Nacht den Himmel so hell und so klar gesehen, wie in dieser ersten Pusztanacht.

Die Sterne funkelten und glitzerten wie in übermütiger Freude. Der Horizont schien sich in die Ewigkeit hineinzu dehnen. Gespensterhaft ragten die riesigen Ziehbrunnen in den Nachthimmel hinein. Von nah und fern glimmten und fladerten die Hirtenfeuer herüber. Hundegebell hallte über die Steppe.

Ein schwermütiges Lied flatterte von irgendwoher durch die nächtliche Einsamkeit. Und plötzlich waren Geigenklänge in der Luft. Jergendein Zigeuner spielte auf seiner Fiedel.

Es waren Lieder der Heimat, Lieder der Steppe, Lieder der Einsamkeit.

Dann wurde es wieder still.

Ueber der Puszta stand groß, mächtig, erhaben der Mond — ein Symbol der Ewigkeit.

Unbeweglich war die Luft. Lautlos die Nacht. Nur das Räderknirschen des heimkehrenden Fuhrwerkes, auf dem ich traumverloren kauerte, unterbrach unangenehm die Stille

Im Herbst. Von Margrit Volmar.

D'Matte si voll Näbeltau
Und schiint de d'Sunne dri,
So funklet's häll dür Wald und Au,
Es chönnt nid schöner si.

Guldlüüchtend isch der Waldesfoum,
Es isch e wahri Pracht!
Als hätt' jed' jede Busch und Boum
Parat zum Herbstschfesch g'macht.

Doch rauscht der Wind chli i de Zweige,
So fällt die guldni Herrlechheit,
Wie Räge chunnt der Blätterreige
Und raschlet lis vo wit und breit.

Und geiht de d'Sunne strahlend abe,
Und blüehje langsam d'Starne uf,
So macht jed' d'Wermi o Fyrabe
Und d'Chelti stigt vom Bode-n-uf.

Waldi füttert einen Menschen und bekommt Prügel dafür.

Von Hedwig Moser-Golsweiler.

Waldi, der kleine Dadel, war ein Kaufbold, er konnte kein anderes Tier sehen, ohne es anzugreifen, auch wenn es noch so groß war.

Eines Tages hatte er im Kampfe sein Halsband und auch das Haus seines Herrn verloren. Trostlos, mit hängenden Ohren irrte er durch die Straßen und kam zum Hauptbahnhof. Er beschnüffelte die Leute, die dem ankommenden Zuge entströmten. Da kam vom Postschalter, wo er soeben seine letzten Manuskripte eingeworfen hatte,

ein junger Schriftsteller und stellte sich neben den Hund, um die vorübergehenden Menschen zu studieren. Waldi beschnüffelte auch ihn. Und diesmal hatte er Glück, der Mensch hatte Zeit für ihn. Er beugte sich nieder, streichelte ihn und sagte: „Hund, auf wen wartest du denn?“ Ein unterdrücktes Bellen war die Antwort. „Wartest du etwa auch auf das Glück wie ich?“ Das Tier hatte sich unterdessen auf die Hinterbeine gestellt und die Manteltasche seines neuen Freundes beleckt. Er roch nämlich die Wurst, die darin steckte, das Nachtessen seines neuen Beschützers. „Aha, du hast Hunger“, sagte der Mensch, „komm wir teilen.“ Der Hund erhielt einen Teil, die Wurst, und das Brot wurde wieder in die Tasche gesteckt. Der Mann hatte nämlich seine letzte Barschaft für Marken ausgegeben und konnte an diesem Abend nichts mehr kaufen. Als der Hund seine Wurst vertilgt hatte, schmiegte er sich an seinen Gönner, als wollte er sagen: „Bei dir will ich bleiben, du verstehst mich.“ Durch diese Zärtlichkeitsäußerung wurde der neben ihm stehende Mann aus seinen Gedanken gerissen. „Sa bist du immer noch da, nun mußt du aber heimgehen“, sagte er und lockte das Tier zum Ausgang des Bahnhofes. Aber der Hund ging nicht weiter als sein neuer Freund. „Sa weißt du denn nicht mehr, wo du daheim bist und ein Halsband hast du auch nicht, dann muß ich dich ja auf den Polizeiposten bringen“, sagte endlich der Mann zu Waldi, der ihn ganz verängstigt angeschaut hatte, „komm, wir suchen ihn.“ So gingen die zwei, der Mann den Hund immer lodend, zum Bahnhofsvorstand, der schickte sie zum Bahnpolizeiposten. Als Waldi den Polizeimann unter der Türe sah, wollte er nicht mehr weiter. Sein Freund mußte ihn unter den Arm nehmen und beruhigen: „Sie tun dir nichts, komm nur, komm.“ Der Polizist brachte dem Tier Wasser, das es gleich austrank und notierte sich dessen Geschichte und die Adresse seines Finders. „Der Hund wird nun im „Tagblatt“ ausgeschrieben und wenn sich niemand meldet, wird er erschossen.“ Der Schriftsteller aber wollte das Tier nicht erschießen lassen und hat den Wachtmeister, den Hund ihm zu schicken, wenn sein Meister sich nicht melden sollte. Dann verließ er das Wachtlokal, nachdem er den Hund noch gestreichelt hatte. Waldi schaute ihm noch lange nach.

Der Hundefreund aber spazierte nachdenklich nach seiner Wohnung und traf dort das Söhnchen seiner Hausmeisterin. „Ruedi, möchtest du einen Hund haben?“ fragte er, denn er hatte sich auf dem Heimwege überlegt, daß seine Zeitungshonorare, die kaum für ihn ausreichten, nicht noch einen Hund ernähren konnten und mit Manuskripten konnte er ihn schließlich doch nicht füttern. „Aber sicher möchte ich einen“, jubelte der Junge und sein kleines Schwesterchen trippelte auch herbei und sagte: „Gelt du schenkt uns einen Hund, bitte, bitte. Er darf dann in meinem Puppenbettchen schlafen, ich mache es gleich bereit!“ „Vielleicht schenke ich dir einen, kleine Maus“, sagte der Mann und strich dem Kind über seine blonden Locken. Dann trat er in sein Zimmer und aß den Rest seines Abendbrottes. Am Abend aber setzte er sich hin, schrieb die Geschichte seines neuen Dadel-freundes und schickte sie an drei Zeitungen. Am nächsten Morgen, als er sein Zimmer verließ, stand Klein-Rutli schon vor seiner Türe und sagte: „Holst du jetzt den Hund? Das Bettchen ist bereit.“ Der Schriftsteller verträstete das Kind auf den Abend und ging mit seinen Dadel-Manuskripten zur Post. Auf dem Wege begegnete er seinem Freunde und erzählte ihm sein Erlebnis. Der Freund klopfte ihm freundschaftlich auf die Achsel und sagte: „Du, den Hund kaufe ich dir ab, meine Frau wünscht sich schon lange einen, übrigens bist du heute bei uns zum Essen eingeladen, ich habe gestern ein Bild verkauft und das muß gefeiert werden.“ Der Schriftsteller sagte zu und war erst noch froh, daß „sein“ Hund nun doppelt versorgt und nicht erschossen würde.